

OPER



Zwischen Renaissance und Barock.



Virtuose Italienische Vokalmusik: Caccini, Sfogava con le stelle, O che nuovo stupor, Carissimi, Il lamento in morte di Maria Stuarda, Frescobaldi, Aria di Romanesca, Maddalena al croce, Monteverdi, Exulta filia Sion, Rossi, La Gelosia, u.a.; Catherine Bott (Gesang), New London Consort, Philip Pickett; Decca/L'Oiseau-Lyre CD 417 260-2 (WD: 69'16'') DDD
Aufnahmedatum: 1985
Klangbild: Klare Konturen, durchsichtig.
Fertigung: Einwandfrei.

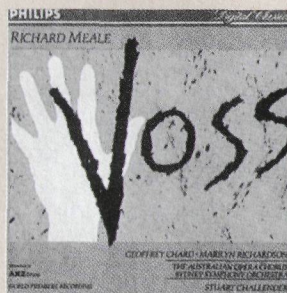
Eine in jeder Hinsicht bedeutende Veröffentlichung! Bei den virtuoson Stücken handelt es sich um begleitete Monodien aus der Zeit von ca. 1650 bis 1750. Die Werke sind zum überwiegenden Teil Repertoire-Neuheiten; eine besonders interessante Entdeckung ist das rhythmisch sehr reizvolle Strophenlied „Con le stelle in ciel“ von Biagio Marini. Die chronologische Anordnung der Titel gibt Einblick in eine der interessantesten Übergangszeiten der Musikgeschichte: von der Monodie der Renaissance zum dramatischen Rezitativ der barocken Oper. Verzierungen sind in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung. Um 1550 erfüllen sie noch eine rein dekorative Funktion; im Verlauf der folgenden Jahrzehnte erscheinen die ersten Kompositionen, die neben den klassischen Ornamenten bereits Verzierungen mit ausgeprägt dramatischer Funktion enthalten. Keineswegs zufällig endet das vorliegende Programm mit Carissimis „Il lamento in morte di Maria Stuarda“, quasi einem ersten Vorboten der Finalszenen in Donizettis Oper.

Bei der Wiedergabe hat man sich um größtmögliche Authentizität bemüht. Die Stimmelage der Sängerin ist nicht näher bezeichnet; nach heutigen Begriffen ist die Stimme von Catherine Bott ein Mezzosopran. Sie macht dem Titel der Platte alle Ehre: Virtuoser kann man sich Sechzehntelläufe (z.B. in „O Primavera“ von Luzzasco Luzzaschi), Intervallsprünge und Triller kaum vorstellen. Zudem sind Stimme und Ausdruck von erstaunlicher Wandlungsfähigkeit: Die Skala reicht von feinen, elegischen Tönen mit dem androgynen Timbre eines Altisten bis zur Expressivität einer Barock-Tragödin. Ganz ausgezeichnet ist auch die Begleitung, voran der Lautenist Nigel North.

Thomas Voigt



Eine Oper aus Australien.



Meale, Voss (Gesamtaufnahme in engl. Sprache); Geoffrey Chard, Clifford Grant, Heather Begg, Marilyn Richardson u. a., The Australian Opera Chorus, Sydney Symphony Orchestra, Stuart Challender; Philips 2 CD 420 928-2 (WD: 118'48'') DDD
Aufnahmedatum: 1986/87
Klangbild: Natürlich, behutsam ausbalanciert.
Fertigung: Ausführlicher Essay zum Werk und Libretto, nur in englischer Sprache.

Ob die erste Oper „Voss“ des Australiers Richard Meale ein Gewinn für das im Bereich der zeitgenössischen Musik sehr arme Repertoire der europäischen Opernhäuser ist, möchte ich bezweifeln. Es dürfte wohl vor allem nationales Selbstbewußtsein gewesen sein, was die Produzenten veranlaßte, diese nach der Uraufführung in Sydney (1986) entstandene Studio-Aufnahme des Australischen Rundfunks jetzt auch auf den internationalen Markt zu bringen.

Der Stoff, die mythisch verklärte Geschichte des deutschen Australienforschers Johann Ulrich Voß, ist von primär nationalem Interesse, die Musik zeugt von Könnerschaft, von Gespür fürs Theater, weniger dagegen von Originalität. Meale, Jahrgang 1932, hat sich in seiner Heimat sehr um die europäische Avantgarde verdient gemacht. Seine eigene Musik ist gemäßigt progressiv bis traditionell. Versiert verquickt Meale die heterogensten Stile, zitiert mit Gusto Musik aus der Zeit der Handlung (Mitte 18. Jahrhundert) und schafft dramatisches Leben durch den ständigen Wechsel von rhythmisch pointiertem Sprechgesang, lyrisch-melodischen Ruhepunkten und animierten Tanzsätzen. Nirgends, und das ist sicher ein großes Plus, komponiert er gegen die Stimme. Alle diese Vorzüge mögen auf dem Theater ihre Wirkung nicht verfehlen, auf Schallplatten ermüdet das Unternehmen nichtsdestoweniger, da sich eine eigene Handschrift, eine zwingende Tonsprache nicht vermittelt.

Die Wiedergabe freilich kann sich hören lassen. Stuart Challender hat die vielgestaltige Partitur mit Liebe und Sorgfalt herausgeputzt und das Solistenensemble, angeführt von dem Bariton Geoffrey Chard, der Sopranistin Marilyn Richardson und dem Bassisten Clifford Grant hat durchaus großstädtisches Format.

Ekkehard Pluta



Meterware.



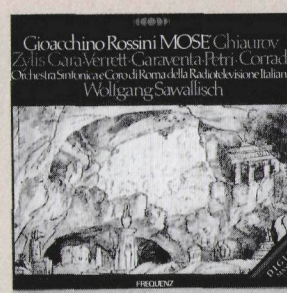
Puccini, Manon Lescaut; Kiri Te Kanawa (Manon), José Carreras (Des Grieux), Paolo Coni (Lescaut), Italo Tajo (Geronte), William Matteuzzi (Edmondo), Margarita Zimmermann (Musiker), Piero de Palma (Tanzmeister) u. a., Chor und Orchester des Teatro Comunale di Bologna, Riccardo Chailly; Decca 2 CD 421 426-2 (WD: 115'33'') DDD
LP 6.35797 (2 S 30) DDA
Aufnahmedatum: 1987
Klangbild: (CD) Stimmen präsent, Orchester matt und unkonturiert, wenig räumlich.
Fertigung: Einwandfrei.
Vergleichseinspielung: Sinopoli (DG 413 893).

Außer der Erfüllung vertraglicher Verpflichtungen gegenüber den Stars kann diese Produktion kein Motiv gehabt haben. Es handelt sich um kommerzielle Meterware, wie sie leider immer häufiger vor allem auf dem Sektor der italienischen Oper angeboten wird. Riccardo Chailly hat für Puccinis erste erfolgreiche Oper weder ein interessantes Konzept (wie vor einigen Jahren Giuseppe Sinopoli), noch kann er dem zweitklassigen Orchester des Stadttheaters Bologna besondere instrumentale Raffinessen abgewinnen. Uninspiriert, schlicht langweilig ist das ganze Unternehmen, das nicht einmal im letzten Akt zu berühren versteht. Kiri Te Kanawa singt etliche schöne Töne, aber sie vermittelt nicht den Ansatz eines Charakters und bleibt der Passion der Figur alles schuldig. Als ob es gelte, dieses Defizit auszugleichen, stürzt sich José Carreras mit Überemphase in die Partie des Des Grieux, ist aber über weite Strecken zum Forcieren gezwungen. Paolo Coni (Lescaut) zeigt eine wohltimbrierte, aber ungeschlacht geführte Stimme, während der 72jährige Italo Tajo mit einem klug charakterisierten Geronte ein einsames Glanzlicht setzt.

Ekkehard Pluta



Überragender Ghiaurov in zweitklassiger Umgebung.



Rossini, Mosè (Gesamtaufnahme in italienischer Sprache); Nicolai Ghiaurov (Mosè), Giampaolo Corradi (Elisero), Mario Petri (Faraone), Ottavio Garaventa (Amenofi), Gloria Lane (Maria), Teresa Zylis-Gara (Anaide), Shirley Verrett (Sinaide) u. a., Chor und Orchester der RAI Rom, Wolfgang Sawallisch; Frequenz/Divox 2 CD 011-040 (WD: 133'52'') ADD
Aufnahmedatum: 1968
Klangbild: Präsent, etwas unausgeglichen, dicht, leicht verfärbt.
Fertigung: Einwandfrei; Begleitheft mangelhaft.
Vergleichseinspielung: Serafin/Rossi-Lemeni, Lazzari, Taddei, Filippeschi, Danieli, Mancini, Rizzoli (Philips).

Daß sich die RAI den Strauss- und Wagner-Apostel Sawallisch für Rossini nach Italien geholt hat, mag schon signalisieren, daß keine der typischen „opere buffe“ Anlässe für die – offenbar konzertante – Aufführung war, sondern ein „melodramma sacro“, dem durchaus auch Wesenszüge eines Oratoriums eigen sind. Es ist ein ernstes Werk des „anderen“ Rossini, bei uns bis heute selten gespielt; allerdings sind zwei Studioproduktionen von 1982 greifbar, und nun fördert die CD-Welle diesen zwanzig Jahre alten Live-Mitschnitt zutage.

Während in der bisher letzten Aufnahme Claudio Scimone die Originalversion der Uraufführung erstmals aufzeichnete, verwendete Sawallisch – wie 1957 Tullio Serafin – die um einige Nummern reichere Pariser Fassung, allerdings etwas gekürzt (nicht nur um die Ballettmusik) und in italienischer Übersetzung. Das nicht gut gestaltete Begleitheft enthält nur dieses italienische Libretto.

Die von Sawallisch energisch und temperamentvoll geleitete Wiedergabe der von Längen nicht freien Partitur wird von Ghiaurov dominiert, der mit voller Stimmpracht (trotz schmaler Tiefe) dem Mosè starke Persönlichkeit und Autorität verleiht wie kein Vorgänger auf Platte. Das übrige Ensemble präsentiert gute zweite Wahl mit unterschiedlicher Rossini-Eignung. Sehr beachtlich der strahlende Ottavio Garaventa, der sich in der anspruchsvollen Zwischenfachpartie des Amenofi nicht ganz so aufdringlich verhält wie Filippeschi. Shirley Verretts kompakter, dramatischer Mezzo mußte schon damals mit steifen Spitzentönen Sopran-Ehrgeiz vertreten, Teresa Zylis-Garas fülliger, warmer Sopran intoniert manchmal unsicher.

Hermann Schönegger



War das nötig?



Wagner, Die Walküre (Gesamtaufnahme); Hildegard Behrens (Brünnhilde), Jessye Norman (Sieglinde), Gary Lakes (Siegfried), Kurt Moll (Hunding), Christa Ludwig (Fricka), James Morris (Wotan), Marita Napier (Gerhilde), Linda Kelm (Helmwige), Marilyn Nims (Ortlinde), Reinhild Runkel (Waltraute), Ruthild Engert (Schwertleite), Diane Kessling (Siegrune), Meredith Parsons (Grimgerde), Anne Wilkens (Rossweisse), The Metropolitan Opera Orchestra, James Levine; DG 4 CD 423 389-2 (WD: 244'14'') DDD
LP 423 389-1 (4 S 30) DDA
Aufnahmedatum: 1987
Klangbild: (CD) Gute Balance zwischen Orchester und Stimmen, die bei vollem Orchester etwas gestört wird; präsent und klar; gnadenlos exakt in der Abbildung der Stimmen.
Fertigung: Einwandfrei.

Brauchen wir wirklich zwei neue „Ringe“? Nach der vorliegenden „Walküre“ der DG zu urteilen: Nein. Dabei ist es sicher keine schlechte Aufnahme. Sie hat einen versierten Dirigenten, ein tadelloses Orchester, ein professionelles, zum Teil ausgezeichnetes Sängerteam. Nur: Viel Neues zum ewigen „Ring“-Thema hat diese „Walküre“ nicht zu sagen, weder vom Dirigenten her, noch von den Sängern. Levine, der breitere Tempi nimmt als sein Wagner-Vorbild Furtwängler, versucht sowohl die Sehnsucht nach Romantik als auch die Lust auf „Wagner digital“ zu befriedigen.

Zwangsläufig bietet er dabei nicht so viel Individuelles wie seine Vorgänger im Katalog: Furtwängler, Krauss, Knappertsbusch, Solti, Böhm, Karajan, Goodall und auch Boulez (der durch seine bewußt unromantische Lesart zumindest für Diskussionsstoff sorgte). Die Sänger, die diese Aufnahme über den Standard des Gewöhnlichen hinausheben, Kurt Moll, Christa Ludwig und Jessye Norman, sind mit ihren Rollen bereits in anderen Aufnahmen dokumentiert. Wie gewohnt ist Moll ein stimmlich prachtvoller Finsterling. 22 Jahre nach der „Walküre“ unter Solti hat Christa Ludwig zum zweiten Mal die Fricka eingespielt. Anlaß zu wehmütiger Erinnerung an bessere Zeiten? Keineswegs. Denn das Wenige, was ihre reiche Stimme an Substanz eingebüßt hat, ersetzt die Ludwig durch kluge Gestaltung. Die Stimme der Norman klingt hier unruhiger als bei Janowski. Das liegt, wie der Vergleich mit ihrem Wagner-Recital zeigt,

größtenteils an der Aufnahmetechnik. Sie hat die Stimme mikroskopisch genau abgebildet, mit allen Schönheitsfehlern, die im Theater kaum auffallen. Da hätte man ruhig etwas akustische Schminke auflegen können. Ihre Sieglinde ist faszinierend, wirkt jedoch neben der schmalen, blutarmen Brünnhilde der Behrens viel zu kraftvoll. Die Konstellation der beiden Sopranstimmen, optimal bei Nilsson/Rysanek, wirft hier die Dramaturgie über den Haufen. Die Sängerinnen hätten ihre Rollen tauschen müssen. Denn Hildegard Behrens ist für meine Begriffe nicht mehr als eine weltweit akzeptierte Verlegenheitsbesetzung für die Brünnhilde. Daß sie weniger gestoßene Brusttöne in der Tiefe anbringt als beispielsweise im Bernstein-„Tristan“, daß sie immer um vokale Disziplin bemüht ist und eindrucksvolle leise Töne hat, entschädigt nicht für die altbekannten Defizite: zu wenig Tiefe und Mittellage, zuviel Larmoyanz statt echtes Pathos.

Gary Lakes durfte nach seinem mißglückten Bacchus den Siegmund aufnehmen. Er singt nicht so mangelhaft wie in der „Ariadne“, artikuliert aber mindestens genauso häßlich. Und da zeigt sich wieder das ganze Schallplatten-Dilemma. Egal, ob man die geeigneten Sänger hat oder nicht, es muß produziert werden. Das betrifft auch den Wotan von James Morris. Hätte man doch nur ein paar Jahre gewartet. Im Presse-Text steht zu lesen, daß sich der Sänger „in der Sprache Wagners nicht ganz sicher fühlt“ – offenbar kein Hinderungsgrund, den „Ring“ mit ihm gleich zweimal einzuspielen. Immerhin ist Wotans Diktion nach dem US-Deutsch des Siegmund eine Erholung. Zwar wird Morris dann und wann nachlässig („der freie als ich der Gott“), rollt das „r“ oft zu stark, aber im großen und ganzen artikuliert er korrekt. Stimmlich ist der Amerikaner vorzüglich – sicherer in der Höhe als einige seiner Vorgänger, dynamisch sehr differenziert und vom Timbre her glaubhaft. Bei solchen Voraussetzungen ist es besonders schade, daß er als Darsteller noch am Anfang steht. Thomas Stewart, mit dem man Morris am ehesten vergleichen kann, ist ihm interpretatorisch haushoch überlegen. Die gute Absicht des Produzenten ist durchweg zu spüren, so auch bei der Besetzung der Walküren (herausragend Marita Napier, Linda Kelm und Reinhild Runkel). Dennoch: War dieses Unternehmen wirklich nötig? Thomas Voigt